

Geschliffenes Unbehagen

Überlegungen von Thomas Askan Vierich zur Werkausgabe in vier Bänden von Raymond Carver, Berlin Verlag 2002

Mit dem vierten Band „Erste und letzte Storys“ der Werkausgabe liegt das gesamte erzählerische Werk Carvers in der Neuübersetzung von Helmut Frielinghaus auf Deutsch vor. Diese schön ausgestattete gebundene Ausgabe (mit Lesebändchen!) ist ein Geschenk an alle Carver-Fans und eine willkommene Gelegenheit für alle, die von diesem amerikanischen Meister der Kurzgeschichte immer nur gehört haben, Carver selbst zu lesen und zu entdecken. Carvers Erzählungen, oft stark verknappte Miniaturen aus dem amerikanischen Alltag kleiner Leute in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, eignen sich hervorragend zum wiederholten Lesen. Sie *müssen* häufig sogar zwei- oder dreimal gelesen werden, um sie wirklich zu verstehen. Wenn man Carver-Erzählungen überhaupt jemals vollständig „verstehen“ kann. Denn der Meister der Reduktion und des Weglassens lässt so viel ungesagt, dass immer ein Rätsel, offene Fragen zurückbleiben.

Besonders Carvers berühmte letzte Sätze lassen den Leser oft nach der ersten Lektüre perplex zurück: Was, das soll es jetzt gewesen sein? Carvers „offene Schlüsse“ sind aber weniger offen und rätselhaft, wenn man die Geschichte im Bewusstsein dieses letzten Satzes oder Absatzes noch einmal liest. Dann versteht man, wie raffiniert diese Prosatücke gebaut sind, dass viele scheinbar unbedeutende Formulierungen auf diesen Schluss hinweisen.

Ingo Schulze, einer von vielen jüngeren zeitgenössischen Autoren, die in den USA und vor allem auch Deutschland Carver bewundern, ja geradezu kultisch verehren, warnt in seinem Vorwort zum berühmten Band „Wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden“ davor, zu versuchen, alle Fragen zu beantworten, die Carvers Protagonisten selbst nicht beantworten. Damit würde man den Erzählungen ihren Zauber nehmen: „Die Erzählung wäre erledigt, ihre Existenz unnütz. Alles wäre gesagt, doch allgemeingültig und abstrakt, und damit nicht nur belang-, sondern auch lieblos.“ Carvers „wortreiche Sprachlosigkeit“ bzw. die Sprachlosigkeit seiner Helden, „umschreiben einen Raum, der nicht mit einem Begriff oder ein paar Feststellungen zu füllen ist, sondern nur von dieser nicht reduzierbaren Erzählung eingenommen werden kann.“

Carvers Personal rekrutiert sich aus einfachen Leuten, oft Ehepaaren, mit finanziellen und Alkoholproblemen, oft geschieden oder kurz davor. Menschen, die verzweifelt versuchen, ihr Leben in den Griff zu bekommen, ein bisschen Würde zu behalten oder zurückzuerobern. Menschen, denen bewusst ist, auf was für dünnem Eis sie sich bewegen. Um ein Zitat von Tanja Blixen zu entlehnen, wie das Carvers letzte Frau, Tess Gallagher, in ihrem Vorwort zu „Erste und letzte Storys“ tut: „Ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung“.

Meine persönliche Lieblingsgeschichte findet sich im Band „Würdest du bitte endlich still sein, bitte“. Sie heißt „Jerry und Molly und Sam“ und erzählt davon, wie ein 31-Jähriger Familienvater versucht, den Hund der Familie auszusetzen, um endlich damit anzufangen, Ordnung in sein Leben zu bekommen. Alles ist ihm entglitten, sein Leben ist ein Labyrinth aus kleinen und großen Lügen. Er hat Angst seinen Job zu verlieren und dann die Raten für das neue Haus nicht mehr bezahlen zu können. Er hat sich auf eine außereheliche Affäre eingelassen und weiß nicht, wie und ob er diese Affäre beenden soll und will. Und der Hund nervt ihn und seine Frau. Beide trauen sich aber nicht, das Thema anzusprechen, weil die Kinder die Hündin so lieben, die regelmäßig auf den Wohnzimmerteppich pinkelt und alles kaputt macht.

Als er nach langem inneren Kampf die Hündin wirklich weit weg von zu Hause ausgesetzt hat (und sich dabei an den tollen Hund seiner Kindheit erinnert, der zum Symbol für verlorenes Glück wird) und beim Heimkehren die Verzweiflung seiner Kinder sieht, bekommt er

Gewissenbisse und fährt wieder los, um den Hund zurückzuholen. Nichts ist besser geworden, im Gegenteil, ihm wird klar, dass das Aussetzen der Hündin der größte Fehler von allen war. Und er findet tatsächlich die Hündin wieder. Doch die will gar nicht unbedingt mit zurück und läuft gleichgültig weiter, weg von ihrem „Herrchen“. Carvers überraschender Schluss: „Er hockte da. Alles in allem, dachte er, fühlte er sich gar nicht so schlecht. Die Welt war voller Hunde. Es gab solche Hunde, und es gab solche. Nur dass man mit manchen Hunden nichts anfangen konnte.“

Nichts ist besser geworden, nichts gelöst, alle Fragen offen. Was passiert jetzt bei seiner Rückkehr? Noch mehr Verzweiflung bei den Kindern, die Ehefrau noch enttäuschter? Kauft er einen neuen Hund? Ist die Ehe kaputt? Oder ist er jetzt bereit, ehrlich die Probleme anzusprechen: Dass sie sich keinen Hund und auch nicht das Haus leisten können usw.? Oder hat er zumindest in diesem Moment, als er da hockt, ein bisschen inneren Frieden, Freiheit gefunden?

Kennten wir die Antworten, wäre der Zauber gebrochen.

Alle lieben Raymond Carver (er ist wahrscheinlich der einflussreichste amerikanische Erzähler der Gegenwart), den „guten Raymond“ wie ihn sein etwas jüngerer Kollege und Freund Richard Ford etwas ironisch nennt, weil Carver trotz seines Erfolges nach der Veröffentlichung seiner ersten Sammlung mit Erzählungen 1976 bis zu seinem frühen Tod 1988 immer so bescheiden und nett geblieben ist. Eigenbrödlerisch, aber aufrichtig. Aber Carver konnte auch anders, was Ford ebenfalls andeutet: In den 70er Jahren hatte Carver heftig getrunken und sich wiederholt schwerst daneben benommen. Doch Ende der 70er Jahre kämpfte er gegen seine Alkoholsucht erfolgreich an. Das Schreiben half ihm dabei. Daher rührt wohl auch das Thema des Alkoholismus, das sich durch fast alle seine Erzählungen zieht. Fast alle Carverprotagonisten haben oder hatten ein Problem mit dem Trinken. Das Trinken wird bei Carver zur Chiffre für Erlittenes, für etwas, wogegen seine Helden und Heldinnen kämpfen – mit oder ohne Erfolg. Ähnlich wie eine zurückliegende oder drohende Trennung oder der Tod des Ehepartners: Das sind die existenziellen Fragen, die Verluste und Schmerzen, mit denen Carvers Protagonisten, seien sie männlich oder weiblich, ringen, auf die sie oft vergeblich eine Antwort suchen.

Oft vollzieht sich dieser Kampf hinter den Kulissen. An der Oberfläche geht es um anderes, um scheinbar banal Alltägliches, der Besuch von Freunden, ein Autokauf, ein langes Gespräch mit der Ehefrau im Schlafzimmer. Der Plot von Carvererzählungen lässt sich oft in wenigen Sätzen wiedergeben, die seltsam banal klingen: Ein Mann stellt seinen gesamten Haushalt zum Verkauf in den Vorgarten seines Hauses. Ein junges Paar kommt vorbei, kauft das Bett, trinkt ein bisschen mit dem Mann, tanzt miteinander zu alten Platten des Mannes, am Ende tanzt die junge Frau mit dem Mann und sagt zu ihm „Sie müssen verzweifelt sein, oder so.“ Das ist alles. Die jungen Leute gehen nach Hause. Die junge Frau erzählt jedem von diesem seltsamen Mann und wie sie besoffen in seinem Vorgarten getanzt hätten. Denn sie spürt, da steckt noch mehr in dieser Geschichte. Dann gibt sie es auf.

Dieses Mehr deutet Carver in dem „oder so“ an: Die junge Frau kann die Verzweiflung des Mannes spüren, aber nicht formulieren. Und Carver lässt es dabei bewenden. Eine ähnliche Funktion hat das wiederholte „bitte“ in „Würdest du bitte endlich still sein, bitte“ 99 Prozent aller Autoren hätten es mit „Würdest du bitte endlich still sein“ belassen (wenn sie überhaupt auf die Idee gekommen wären, einen Band mit Erzählungen so zu nennen.) Carver wiederholt das „bitte“, um die Verzweiflung desjenigen anzudeuten, der diesen Satz sagt, diesen Wunsch äußert, wahrscheinlich kurz davor, loszuschreien, durchzudrehen, einen Mord zu begehen. Aber Morde begehen die Helden des „guten Raymond“ nicht, dazu sind sie zu anständig, zu nett.

Der zuletzt erschienene Band „Erste und letzte Storys“ versammelt frühe Erzählungen Carvers, sieben Erzählungen, die Carver noch vor seinem Tod beendet hatte und fünf Geschichten, die Tess Gallagher erst Jahre nach seinem Tod fand, denen Carver also nicht mehr seinen berühmten letzten Schliff geben konnte. Carver hat mit der Hilfe seines Lektors Gordon Lish immer wieder an seinen Erzählungen gefeilt, sie bis zu dreißig Mal umgeschrieben, gekürzt und gekürzt, bis sie zu diesen funkelnden Diamanten wurden, die noch heute, 20 Jahre nach ihrem Erscheinen, ihre Faszination behalten haben. Und behalten werden.

In den frühen Erzählungen spürt man noch, wie Carver in den Fußstapfen seiner Vorbilder Faulkner, Joyce und Hemingway wandelt. Und seine letzte noch von ihm veröffentlichte Erzählung ist eine Hommage des „amerikanischen Tschechow“ an sein ganz großes Vorbild: Sie erzählt von Anton Tschechows letzten Tagen in Badenweiler.

Auch wenn manche der Erzählungen in diesem Band mit Erstlingen und nicht mehr vollständig überarbeitetem Posthumen nicht ganz das Niveau der „klassischen Erzählungen“ erreicht, auf alle Fälle ist hier die Bandbreite und Varianz des Tonfalls größer. Und einige der posthum veröffentlichten Erzählungen wie „Was wollt ihr sehen“ oder „Vandalen“ sind in ihrer verhaltenen Tragik und der hypergenauen Beobachtung auch noch des kleinsten Oberflächen-Details und der Mimik der Personen klassischer Carver at his best.

Wie schreibt Ingo Schulze in seinem Vorwort: Carvers Bücher gehören einfach auf die Liste der Dinge, die man immer im Haus haben sollte. Dem ist nichts hinzuzufügen.